

Ehescheidungs-mühle" von Reno

Über unsere berühmte „Ehescheidungs-mühle" von Reno in Nevada plaudert der bekannte Pariser Schriftsteller Francois de Teflan:

Die Moralisten wettern gegen Reno und sagen, daß es wegen des bösen Beispiels, das es gibt, wie Sodom und Gomorra vom Erdboden verflucht werden müßte. Aber die „Reno Mill", wie man den Gerichtshof der Ehescheidungsstadt getauft hat, setzt unbeeinträchtigt ihre Tätigkeit fort und bekümmert sich nicht im geringsten um die scharfen Kritiken ihrer Gegner. Sie macht ausgezeichnete Geschäfte und bringt auch Wohlstand über die Stadt, in der sie ihren Sitz hat. . . Männlein und Weiblein, die sich durch die ehelichen Bande irgendwie behindert fühlen und sie gern abschütteln möchten, brauchen nur nach Reno zu pilgern. Die Gesetze des Staates Nevada zeigen sich nämlich Ehescheidungsstufen gegenüber sehr liberal; wer sechs Monate im Staate lebt, kann ohne weiteres und ganz schmerzlos von seinem Gemahl geschieden werden. Ehescheidungsgründe, die von anderen Gerichten für töricht und lächerlich erklärt werden würden, gelten für die Richter von Reno als vollwertig. Es herrscht dort sozusagen ein automatisches Ehescheidungsverfahren. Eine Frau, die mit ihrem Schicksal nicht ganz zufrieden ist, sagt eines schönen Tages mit ironischem Lächeln: „Lieber Mann, ich reife nach Reno!" Der Mann weiß dann sofort, daß dies der Anfang vom Ende ist. Der Aufenthalt in der Ehescheidungsstadt ist gar nicht unangenehm. Reno liegt in einer malerischen Gebirgslandschaft, die Gelegenheit zu zahlreichen romantischen Bergpartien bietet. Hier oder fünf gut geleitete Hotels gewöhnen den am Scheideweg stehenden Herrschaften alle erdenklichen Bequemlichkeiten. Die Ehescheidungsstufen Herren und Damen bilden eine Kolonie für sich, die sich von den Ortsbewohnern in auffallender Weise abhebt. Die Lehren sind in ihrer Mehrheit Kaufleute, Krämer und Handelsagenten, außerdem gibt es unter den Bürgern der Stadt eine beträchtliche Anzahl Gastwirte, in deren nicht immer ganz einwandfreien „Salons" in etwas wilder Weise gejezt wird. Die vertriehten Grubenarbeiter und Edelmetallsucher aus den Bergen der Umgegend kommen nach Reno, um hier den Goldstaub, den sie gefunden haben, oder ihren ganzen nicht unbeträchtlichen Wochenlohn auf eine Karte zu setzen. Karten und Würfel feiern hier niemals, und manchmal ist bei diesem „Unterhaltungsspiel" der Revolver Trumpf; wenn der Wirt die Geister ein wenig erhitzt hat, kommt es fast immer zu Standalen, die mit einer kleinen Schießerei endigen. An Markttagen erscheinen hin und wieder waschdicke „Gonzois" in ihrer originellen Tracht, deren Hauptstück ein seltsamer Filzhut mit Lederband, ein grellbuntes Halsstuch und ein Paar plumpe Stiefel aus Hammelfell sind. Man kann sich denken, daß diese „Gonzois" in das Stadtbild eine neue reizvolle Nuance bringen.

Eine ganz hervorragende Rolle in der Stadt spielen die Herren, die in Juristerei machen: sie loden das ganze Jahr hindurch, hauptsächlich aber während der schönen Sommermonate, Opfer für die Ehescheidungs-mühle herbei. Man läßt sich im Lenz und in den Tagen der Rosen viel lieber scheiden, als während der rauhen Winterzeit, die die Gipfel der Sierra mit einem Eis- und Schneemantel bedeckt. Wenn man sich an einem schönen Vormittag auf dem Bahnhof von Reno umsieht, wird man auf dem Bahnsteig immer eine Serie mehr oder minder hübscher Frauen versammelt finden. Die Ehescheidungsstadiantinnen finden sich hier ein, um bei der Ankunft der transkontinentalen Schnellzüge ein paar Minuten mit den guten Bekannten zu plaudern oder auch um interessante Neuigkeiten zu hören. Man schwätzt, man lästert, man erzählt sich pitante Geschichten: „Woher kommt denn die da? Und jene dort? Wie sieht es um den Prozeß der Frau X.? Was halten Sie von der Sache der armen Frau Y.? Was sagen Sie nur zu dem neuesten Anwalt der Frau Z.?" Alle Standalgeschichten, alle Ehebüchlein, alle Intimitäten von drei- und mehrfachen Bekanntschaften werden in Reno erzählt, besprochen, kritisiert. Ja, die Ehescheidungsindustrie äußert sich hier noch in ganz anderer Weise: die Herren Rechtsanwände von Reno sind immer auf dem Kundensang und wenden, um sich eine gute Klientel zu sichern, gar seltsame Mittel an. Ein besonders tüchtiger, das heißt geschäftstüchtiger, Anwalt läßt Tag und Nacht in den Zeitungen des Westens und des Ostens die Verlautbarungen, ertüchtigt sich eingehend nach der finanziellen Lage der Bewerberinnen und fendet ihnen dann ein sehr lehrreiches Büchlein. Die Liebenden — wenn sie die Sendung des Anwalts erreicht, sind sie es gewöhnlich noch — erfahren aus dem Büchlein, daß sie, wenn die Gefühle, die sie für einander hegen, sich eines bösen Tages ändern sollten, in einer leicht zu erlangenden Ehescheidung ein

unfehlbares Mittel gegen alles Eheleid finden. Nach dieser freundlichen Einleitung werden in leicht faßlicher Weise die Ehescheidungsstufen des Staates Nevada und das Verfahren, das man in Ehescheidungsstufen einzuschlagen hat, auseinandergesetzt. Den Schluss der Belehrung bildet die Angabe der — genauen Adresse des Advokaten, der in dieser Weise seine Dienste anbietet.

Ein Yankee, der sich mit Psychologie befaßt, hat auf Grund offizieller Statistiken festgestellt, daß in den Vereinigten Staaten der Ehetrad, der zu einer Ehescheidung führt, sich gewöhnlich im vierten Jahre der Ehe einstellt. Eine große Anzahl junger Eheleute geht schon nach einem Jahre auseinander; die Mehrheit der Ehescheidungen wird aber doch zu Gunsten von Ehepaaren ausgesprochen, die die Freuden und Leiden des Ehestandes vier Jahre lang getragen haben. Wenn man über das fünfte Jahr hinweggekommen ist, hat man ein gefährliches Kap umschifft. Eine neue Krise ist erst wieder nach dem zehnten Kampfsjahr zu befürchten und eine besonders bedenkliche nach zwanzig Jahren: Mann und Frau sind dann in der Regel in das „schwierige Alter" — Karin Michalek nennt es das „gefährliche" — gelangt, und viele Ehen, die so lange leidlich gehalten haben, gehen jetzt noch in die Brüche, in die Ehebrüche nämlich.

Nach Reno kommen Angehörige der besten Kreise, um an sich die Ehescheidungsoperation vornehmen zu lassen. Man darf daraus nicht schließen, daß der Staat Nevada hinsichtlich der Zahl der Ehescheidungen den Rekord hält. An der Spitze marschieren vielmehr der Staat Washington mit einem Durchschnitt von 513 Ehescheidungen auf 100.000 Einwohner. Es folgen dann Montana, Arkansas und die anderen Staaten der Union bis hinunter zu dem freundlichen Virginia, wo man die Ehescheidung kaum dem Namen nach kennt; die Leute hier sind nämlich noch nicht vollständig zivilisiert. Reno steht auf der ominösen Liste als dreizehnte Ehescheidungsstadt; bezüglich der Qualität der Ehescheidungen aber kommt ihr keine andere Stadt des Landes gleich. Um gerecht zu sein, müssen wir hinzufügen, daß man sich in Reno ebenso flott wieder verheiratet, wie man sich flott scheiden läßt. Geschiedene Männer und Frauen begannen im Angesicht der herrlichen Berge, die die Stadt umrahmen, neue Liebesromane. Von hundert Damen, die hier die geschicklich vorgeschriebenen sechs Monate verbringen, um sich von einem zur Qual gewordenen Mann zu befreien, sind mindestens sechzig von einem „cavalier sergente", auf deutsch: Cicisbeo, begleitet.

Die „Mühle" von Reno spielt also im amerikanischen Leben nicht bloß eine negative Rolle. Sie hat zwei Ausgänge. Ueber der einen Tür liest man: „Ehescheidungen", über der anderen: „Wiederverheiratungen". Die „Reno Mill" gehört also dem in neuerer Zeit so beliebt gewordenen Gesetz der Kompensationen. Und das ist gut so. Man muß bedenken, daß in den Vereinigten Staaten von 1896 bis 1906 nicht weniger als 945.625 Ehescheidungen ausgesprochen worden sind, und die nächsten Statistiken dürften mit noch bedrohlicheren Zahlen aufwarten können. Von den Männern, die nach Reno kommen, sind, wie gleichfalls statistisch nachgewiesen wurde, am Ehescheidungsstufen die Schauspieler und Dramatiker; es folgen dann die Geschäftsreisenden, darauf die Musiker und die Künstler, weiter die Bankiers, die Ingenieure, die Geschäftsleute u. s. w.

Der Schak in Rehrichthausen.

Der Hauptgewinn der letztgegangenen Posenener Ausstellungs-Lotterie im Werte von 60.000 M. ist auf die No. 33.074 in eine Kasse in Döppeln gefallen; der glückliche Gewinner ist ein Herr G. in Malapane. Das Loos wurde jüngst, in mehrere Teile zerissen, aus einem Dünghaufen zutage gefördert, von wo es Kinder herausgefunden hatten, um mit den bunten Papierfetzen zu spielen. So kam es dem Herrn G. wieder vor Augen und, da die Nummer noch leserlich war, fragte er bei dem Döppelner Kollektor nach dem Schicksal seines Looses. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung stellte sich heraus, daß das schon in den Rehrichthausen ein Wert von 60.000 M. repräsentierte.

Eine deutsche Schule in Haiti.

In Port-au-Prince, der Hauptstadt von Haiti, hat sich eine deutsche Schul-Gesellschaft gebildet, die die Errichtung einer Schule für Knaben und Mädchen beabsichtigt. Da die Beiträge reichlich fließen, hofft man, die Anstalt schon zum 1. April 1912 eröffnen zu können. Der Unterricht wird durch deutsche Lehrer erteilt und umfaßt die obligatorische Fächer auch Englisch und Französisch.

Hörfrage.
Leutnant: „Höre ja zu meinem Erstaunen, Müller, daß Ihre Braut die Köchin meiner Braut ist!"
Bursche: „Na, sonst hätten Sie die auch nicht getrieget, Herr Leutnant!"

Die schwarze Armee der Franzosen in Marokko.

Unter allen Truppen, die die europäischen Großmächte zum Schutz ihrer Kolonien aus Eingeborenen gebildet haben, hat sich keine so vorzüglich bewährt wie die senegalische Schutztruppe. Ursprünglich hatte Frankreich, dem Beispiel anderer Länder folgend, sich damit begnügt, eine Art eingeborener Bürgerwehr zu bilden. Der Feldzug von Dahome im Jahre 1892 gab jedoch Gelegenheit zur Erkenntnis, daß die schwarzen Truppen auch außerhalb ihres Heimatlandes glänzende Dienste zu leisten im Stande waren. In diesem Feldzug haben die senegalischen Tirailleurs sich den wohlverdienten Ruf erworben, den sie in der ganzen Welt genießen. Hat doch Stanley mit Bezug auf die europäischen Kolonien in Afrika das Wort geprägt: „Die Franzosen haben sich den besten Teil gewählt, das Land, in dem Soldaten wachsen". In der That sind die senegalischen Tirailleurs im Eroberungskrieg eine großartige Truppe. Haben sie doch, und noch dazu im Superlativ, alle Vorzüge des Soldaten: Muth, Ausdauer, Gehorsam, Aufopferungsfähigkeit. Die Lust und Freude am Kriegshandwerk ist ihnen angeboren. Das senegalische Tirailleurs-Korps hat eine ständige Stärke von rund 12.000 Mann. Es besteht ausschließlich aus Freiwilligen. Mit einem geringen, seine weißen Jähne enthaltenden Lächeln auf den wulstigen Lippen kommt der junge Negar mit der Erklärung: „Faire Tirailleur" (Tirailleur machen). Die Ergänzung der Truppe ist durch einen Staatsersatz vom 14. November 1904 geregelt, der u. a. auch ein Handgeld festsetzt. Dieses Handgeld, dessen Höhe verschiedene Male gewechselt hat, beträgt gegenwärtig 80 Franken für eine zweijährige und 160 Franken für eine vierjährige Dienstzeit; die Gesamt-Dienstzeit kann 15 Jahre nicht überschreiten. Das wichtigste Werbemittel bildet die Uniform, die dem Tirailleur bei seinen Landsleuten ein besonderes Ansehen verleiht. Man zögert deshalb lange, die farbenprächtigen blaue Uniform mit gelben Aufschlägen durch die praktischere, aber weniger glänzende Kaki-Uniform zu ersetzen. Man fürchtet, durch diese Reform zahlreiche Freiwillige abzuschrecken. Und als man sich endlich doch zur Aenderung entschloß, ließ man einen Theil der alten Uniform weiter bestehen: die Chéchia (baumwollene Mütze mit Trodel). Neben der Chéchia ist die Leidenschaft des Tirailleurs das aufgeschlagene Bajonett. Seine ganze Liebe gehört dieser Waffe, die er allen anderen vorzieht. Wie oft kommt es vor, daß im Kampf während des Feuer der Schützenlinie der Offizier seine Leute mit blühenden Augen rufen hört: „Bajonett, Bajonett!" und sobald zur Attacke kommandiert wird, eine Bande losgelassener Teufel sich voll Muth auf den Feind stürzt, der solchen Angriff nicht standhalten kann. Eben diese Vorliebe für den Bajonettkampf macht die senegalischen Tirailleurs zu einer weitüberlegenen Truppe, denn in Afrika ist die blanke Waffe in vielen Fällen ausschlaggebend. Auch moralisch hat der senegalische Tirailleur große Vorzüge: Anhänglichkeit und Vertreten zu seinen Vorgesetzten, Treue und Ergebenheit bis in den Tod und ein großes Gerechtigkeitsgefühl. Sein Feldemuth ist unerschütterlich, und er verachtet körperlichen Schmerz. Man hat Tirailleurs gesehen, die mit durchschossener Brust sich aufrichteten, um einem Offizier zu salutiren oder stehend die Untersuchung des Arztes zu erwarten. Eine besondere Note im Bilde des senegalischen Korps bildet die ständige Gegenwart der Frauen in der Nachhut: denn der Tirailleur ist verheiratet, und Mann und Frau sind unzertrennbar. „Madame Tirailleur", wie man sie nennt, erseht im Felde den Wagen der Intendanz; sie trägt das Gepäck und marschirt in gleichem Schritt wie die Truppe, leichtfüßig, unermüdet und tapfer. Dank ihr braucht sich der Tirailleur nur um seine militärischen Obliegenheiten und um die Pflege seiner Waffen zu kümmern. Er kennt keine anderen Sorgen und kann nach dem häßlichen Sprichwort leben: „Der Mann ist für den Krieg geboren, die Frau für die Erholung des Krieges, und alles übrige ist Unfug". Und da „Madame Tirailleur" auf die Zerstörung des Herrn Gemahls hält, so besorgt sie meistens auch das „Tamtam", die einzige Oper des Tirailleurs. Was die Zerstörung anbelangt ist übrigens der senegalische Tirailleur nicht sehr anspruchsvoll. Er ist ein großes Kind, den die geringste Kleinigkeit königlich unterhalten kann. Beweis hierfür die folgende Anekdote: Als die Senegaller in Marokko landeten, verkaufte ihnen ein Händler das englische Sodawasser, das bekanntlich in kleinen runden mit Glasstopfen verschlossenen Flaschen verkauft wird, die man dadurch öffnet, daß man den Glasstopfen in die Flasche kößt. Die Tirailleurs kauften sich massenhaft diese Flaschen; als sie aber den Inhalt getrunken hatten, bemerkten sie, daß der Stopfen in der Flasche sehr gut die Rolle eines

Stodentklopplers spiele. Sie waren von dieser Entdeckung so entzückt, daß sie um keinen Preis die leeren Flaschen zurückgeben wollten und tangend und jubelnd mit ihren improvisirten Stodentklopplers abzogen. Diese großen Kinder aber werden bei Gelegenheiten zu Helben. Im Verlauf der Feldzüge von Dahome, Madagastar, Marokko und im Wabai haben sie es zur Genüge bewiesen.

Die neuen Ballette in London

Wenn Berlin einstmals in längst verschwundenen Tagen die Hauptstadt der Kunst genannt wurde, so kann man das heutige London die Hauptstadt des Tanzes nennen. Ueber die Bühnen der britischen Hauptstadt raucht und lodt und schwirrt es jeden Abend von Hunderten zierlicher Frauenfüße, die sich in immer neuen Stellungen und Gruppen darbiehen, und das Ausstattungstheater, das die hiesigen Bühnenleiter beherrscht, kommt nirgends so auf seine Rechnung wie bei der Einführung neuer Ballette. Das internationale Publikum, das Abends die Londoner Theater füllt, verlangt stets neue Abwechslung an Kostümen. Gute neue Ideen sind aber auch auf dem Gebiet des Balletts selten. Solch ein Stück muß nicht nur tadellose Kostüme, sondern vor allem eine Tanzszene zwischen ein oder zwei Stars haben, von der man spricht, und die die Einbildungskraft fesselt. Das Empirietheater versuchte in letzter Woche sein Glück mit einem neuen Ballett in zwei Akten, „New York" genannt, dessen Muth in Glanz ist, und dessen Einführung Fred. Farrer, der bekannte erste Tänzer dieses Theaters besorgte. Viel Einbildungskraft ist nun an dieses Ballett, in dem weder gesprochen noch gesungen wird und in dem es auch keine eigentliche Handlung gibt, nicht verschwendet. Es sind ganz einfach Szenen aus dem New Yorker Leben in phantastischer Ausführung des Tanzmeisters. Zuerst befinden wir uns auf dem Landungsplatz der großen Dampfer am West River, nachher auf dem Dachgarten eines großen Hotels. Ein wirres Durcheinander von ankommen den Einwandern, Spitzbuben, Künstlern, Chinesen, die sich mit den Zollbeamten in Konflikt setzen, dient der Vorbereitung als Grundfahndung und als Vorwand für eine Reihe von Tänzen. Im zweiten Bild steigen wir auf die Höhen der Eleganz und des Reichthums. New York's verwirrende Schönen tanzen vor uns auf dem asphaltirten Boden eines Dachgartens zwischen bekrachten Kellnern und lauschigen Cabinets-Particuliers, die aus grünen Wandbildern gebildet werden. Rothhäute in prächtigem Federbusch, tugendhafte Pilgergüter, in altväterlichem Schwarz gekleidet, werden in den Wirbel des modernen Tanzes mit hineingezogen; er erreicht seine Höhe in dem grotesken Duett, das Fred. Farrer mit der Tänzerin Ida Crisp tanzt, und das mit dem Namen „Panke Tangle" prunzte. Er hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit den keineswegs sehr schönen Bewegungen, die man aus den Pariser Apachen-Tänzen kennt. Das Alhambra-Theater, das gleichfalls ein neues Ballett einstudirt hatte, konnte literarischen und musikalischen Ansprüchen damit eher gerecht werden. Wie das Heil für die Londoner Bühnen so oft von den Ufern der Seine kommt, so war man auf die Idee gerathen, aus Jacques Offenbach und Henri Murgers Boheme eine Art Mischung herzustellen und ihr den Titel „1830" zu geben. Die Hauptrolle, die der Mimik, spielt eine Wiener Tänzerin, Fräulein Polbi Müller. Unter Prof. Reinhardt wird gegenwärtig die große Ballettpantomime „Das Wunder" einstudirt, in welchem die russische Tänzerin Trouhanowa eine der Hauptrollen inne hat.

Ein Londoner Stadtmuseum.

In diesem fruchtbarsten Jahre der Romantik und der betriebigenen Rückblende für die gesammte britische Welt ist auch der Gedanke aufgetaucht, ein besonderes Londoner Stadtmuseum zu gründen. Der Gedanke ist mit Wärme aufgenommen worden, man hat einen Ausschuss ernannt, und der König hat einen Theil der Staatsgemächer im Kensington-Palast, die bis dahin leer standen, dem Museum als Aufenthaltsort zur Verfügung gestellt, bis sich ein geeignetes Gebäude wird finden lassen. In der That könnte man sich wundern, daß London bei der sonstigen unübersehbaren Fülle seiner Museen noch nicht daran gedacht hat, eine besondere Erinnerungsstätte für seine eigene Geschichte zu stiften. Stoff dazu gäbe es genug, da ja London an sich mit den noch vorhandenen Ueberresten aus der Römerzeit zu den ältesten Großstädten von Europa gehört und kriegerische und revolutionäre Ereignisse ihm nicht gefehlt haben. Es scheint aber eine Erfahrung zu sein, daß Stadtmuseen nur in aus-geprägten demokratischen Gemeinwesen gedeihen. London hatte zwar bisher in der Guildhall, in seinem Rathshaus, ein Museum, in dem eine Anzahl Alterthümer aus der Geschichte der Stadt untergebracht waren. Aber

dieses Museum ist eben zu alterthümlich und geht im allgemeinen über römische Sarkophage und Lampen, alte Wirtshauszeichen und einige interessante Autographen nicht hinaus. Zudem sind die Räume ziemlich klein und schlecht beleuchtet. Das neue Museum soll nach dem Vorbilde des Pariser Carnavalet-Museums eingerichtet werden. Das Carnavalet-Museum ist das Ideal eines Stadtmuseums. Es giebt nicht nur die Geschichte von Paris von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart, es hat auch den Vorgang eines alten hübschen Gebäudes und es liegt in seiner Sammlung von Portraits, Briefen und Dokumenten aus der Revolution eine Merkwürdigkeit ersten Ranges. Andere Städte werden dies Museum so leicht nicht nachahmen können, zumal wohl auch keine eine so bewegte Geschichte gehabt hat wie Paris.

In Berlin hat man in neuerer Zeit angefangen, das Märkische Museum von einer Gedächtnisstätte für die Geschichte der Hauptstadt auszubauen, was ja eine ganz richtige Idee ist. Aber Berlin ist eben als Hauptstadt zu jung, um auf ein langes Erleben zurückblicken zu können. Man kann bei dieser Gelegenheit eine Anmerkung machen. Es wäre eigentlich für Stadtmuseen viel nützlicher, wenn sie ihre Hallen weniger mit altromischen Sarkophagen und Lampen anfüllten und mehr der Entwicklung des Verkehrsweßens in ihrem Gemeinwesen einen recht breiten Raum einräumten. Pläne des Straßennetzes in ganz alter Zeit, spätere Postkarten und Postverkehr, bis zur Anlage der modernen Untergrundbahnen müßten den Gang der Kulturentwicklung veranschaulichen, wie sie sich verschiednen in den Einzelheiten, aber im Ziel gleichartig in den einzelnen Großstädten abgepielt hat. Unsere Nachkommen werden uns zudem dankbar sein, wenn sie einmal aus den Dokumenten solcher Museen sich über den Bau unserer Untergrundbahnen unterrichten können und sie mit ihnen ohne Zweifel viel mehr vervollkommenen Mitteln vergleichen können. Und solche Schaustellungen müßte mit dem ältesten Straßennetz anfangen; ist doch die Straße in einem gewissen Sinne der Anfang der menschlichen Kultur. Die Jugend aber, die solche Museen besucht, gewöhnt sich an eine großzügige Anschauung der Dinge, bekommt einen Begriff von den Leistungen der Menschheit im ganzen und von den Verdiensten des eigenen Gemeinwesens im besonderen. Ein Londoner Stadtmuseum könnte mit einer Darstellung der ältesten Schiffahrtsverbindungen Londons nach allen Ländern eine reizvolle Aufgabe haben, wie ein Berliner Museum die Entdeckung des ausgebeuteten Kanalnetzes in der Mark und Preußen veranschaulichen sollte. Ein Stadtmuseum würde auf diesem Gebiete vieles leisten können, was sich andere Museen aus Raummangel verschaffen müßten.

Wie man sich in Moskau amüsiert

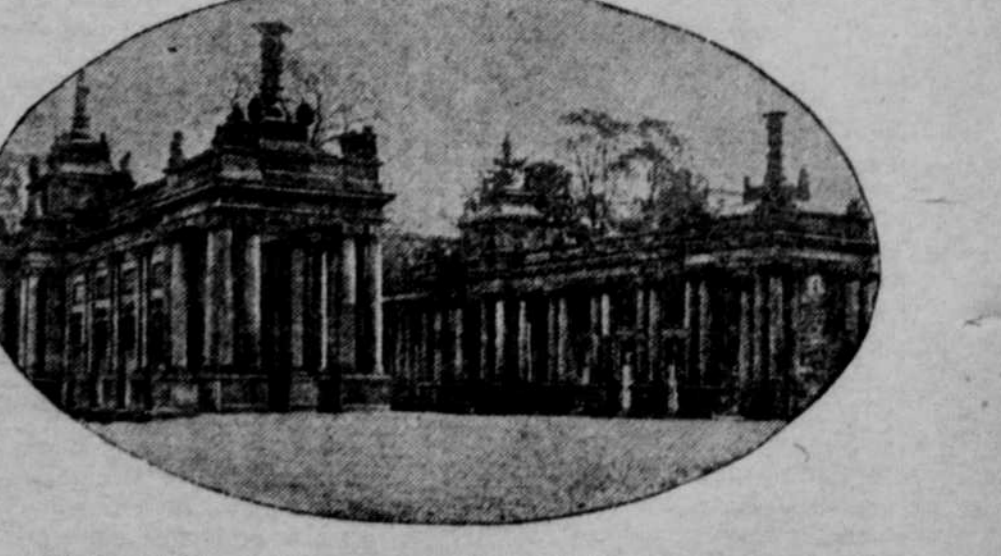
Der Lehrling Wanja hat manches über sich ergehen lassen müssen, ist geduldet, geknufft und geprügelt worden; vom frühen Morgen bis zum späten Abend hat er sich abrackern müssen, und wenn er schließlich auf seine Pritsche in einem Raume niederfallen durfte, in den kein Westeuropäer seinen Hund gesperrt haben würde, dann war an eine Beschäftigung nicht mehr zu denken, nach der Wanja aufgewedter Geist verlangte. Wanja ist schlau und verständig, wie sein Prinzipal, und hat diesem bald seine taumännische Praxis abgelernt. Lesen und Schreiben hat Wanja zwar nicht gelernt, er kennt auch Zahlen nur so viel, wie unumgänglich nötig, aber

rechnen kann er, im Kopf und am Rechenbrett, dieser nächst dem Samowar, edelsten „aller russischen Erfindung", auf dem er blitzschnell die komplizirtesten arithmetischen Operationen ausführt. Wanja hat's nicht leicht gehabt, aber schließlich ist er Ivan Ivanowitsch, der Inhaber des Geschäfts geworden, das seinem verstorbenen Prinzipal gehörte, dessen Tochter jetzt Wanjas vom vielen Theetrinken aufgebunzene, mit Brillanten behängte Gattin ist. Jetzt kann der frühere Wanja sich was leisten, und er muß sich was leisten. Die hundemahlige Behandlung, die er hat hinnehmen müssen, muß er jetzt an seinen Unterbenen oder doch am Droschkentreiber, am Kellner im Restaurant, wo er sich amüsiert, auslassen. Daß sich Ivan Ivanowitsch auf seine Art austobt, kann man ihm wieder nicht verdenken, er kennt eben keine andere. Der ganze Kauffhof muß davon sprechen, wenn Ivan Ivanowitsch schlürfend, schmatzend und rülpsend sein theures Mahl im altmodischen Kaufmanns-Restaurant verzehrt, hat er den Plan zur Ummelkfabrik zu Ehren von Müller u. Co. entworfen. In einer telephonisch bestellten Troika holt er den Geschäftsfreund ab, und führt ihn in das vor der Stadt gelegene Restaurant „Streljna", das sich in einem mächtigen Wintergarten befindet, dessen größter Schmuck in Palmen besteht, die zur hohen Glasdecke aufragen. Man hat sich in einer der Tuffsteinarotten niedergelassen und „ganz Meere Champagne" bestellt. Ivan Ivanowitsch brütet darüber, was er seinem Gaste zum Essen vorsetzen soll. Auf dem riesigen Baffin im Wintergarten ziehen zwei schwarze Schwäne, der Stolz des Restaurateurs, ihre majestätische Bahn. „Was kosten die Schwäne?" Der herbeigekommene Wirth kennt seine Kunden: „Zweitausend Rubel, Sw. Gnaden." — „Schladhen! — Mit Kefsen braten!" — kommandirt Ivan Ivanowitsch. — Müller u. Co. perlt der Ankniffweih auf der Stirn. Sein Wirth ist ihm unheimlich geneuert. Schließlich läßt er sich noch zu einem Gläschen Kognak 1812 überreden. Und wieder blüht eine imposante Idee in Iwan's benebeltem Kopfe auf. „Was kostet so 'ne Palme?" — „Dreitausend, Sw. Gnaden." — „Hier an dieser Stelle abfüßen." — Sein Befehl wird sofort vollzogen, und Holz, fest Ivan Ivanowitsch die Kognakgläser auf den Balkenmuffel, der ein tollbares Tischchen hat abgeben müssen. Nachdem Müller u. Co. einen Kognak heruntergewürgt, schiebt er entsetzt. Da ersieht gerade Ivan Ivanowitsch's Nachbar aus dem Kauffhof, „Stephan Stephansowitsch, gutrah!" Die beiden liegen sich in den Armen und schmatzen sich, nach slawischer Sitte, die bärtigen Lippen. Keuchend animirt zieht man ins Cabinet a part, wohin der obligate Zigeunerinnehder beordert wird. Ivan Ivanowitsch unterhält sich unterdessen, indem er Teller in die riesigen Spiegel wirft und behaglich grunzt: „Was kostet's? Ach zahl's. Ach zahl alles." — Einige Stunden später werden die stumpfsinnig vor sich Hinfrarrenden von einem großen Aufgebote von Kellnern nur mit Mühe in den Troikaschlitten verfrachtet, der sie jetzt nach Hause bringt, wo ihnen morgen an der fünfstelligen Zahl ihrer Rechnuna klar werden wird, wie gut sie sich in Moskau amüsierten.

Edgar Meshing.

Wichtig!
Unterrichtszweig: „Was sind Sie in Ihrem Civil-Beruf, Stanger?"
„Chauffeur!"

Unterrichtszweig: „Ach was, wenn Sie ein Automobil lenken, bleib's doch stehen, reden Sie deutsch und sagen Sie einfach Wagenführer."



Die im Kleistpark wieder aufgestellten Königs-Kolonnen in Berlin.

Die Wiederaufstellung der Königs-Kolonnen in Berlin.

Eine der ehrwürdigen Bauwerke aus Berlins friderizianischer Zeit, die sogenannten „Königs-Kolonnen" am Alexanderplatz, hat infolge des stets sich dehnen den Großstadterverkehrs von seinem alten Standpunkt weichen müssen. Im Spätherbst vorigen Jahres begann die Spitzhade den schlankgegliederten Pfostenbau in seine einzelnen Theile zu zerlegen, und dank der Vorsicht, mit der die äußerst schwie-

rige Arbeit von einer der ältesten Steinmetzfirmen Berlins in streng sachgemäßer Weise geleitet wurde, gelang der Abbruch wie der Wiederaufbau im früheren „Botanischen Garten", dem jetzigen „Kleistpark" ohne wesentliche Schädigung des Gontardischen Werkes. Darüber freilich, ob die Wahl des neuen Standortes die glückliche war, sind die Ansichten noch wie vor getheilt, aber der Bau, der künftig das dritte Eingangsthor des Parks bilden wird und seit einigen Wochen vollendet dasteht, ist Berlin doch wenigstens erhalten geblieben.